

Eine Geste des Dankes an Russland

Amerikas Verzicht auf Berlin

Der Verzicht der Amerikaner auf die Einnahme Berlins war eine Art Geschenk Präsident Roosevelts an Stalin. Das rief erhebliche Verbitterung in der US-Armee und beim englischen Verbündeten hervor.

Von Werner Birkenmaier

Je näher die sowjetische Front an Berlin heranrückte, desto mehr hoffte die Bevölkerung – Mitte April 1945 lebten knapp zwei Millionen Zivilisten in der Stadt –, es werde der amerikanischen Armee gelingen, ihr Marschtempo beizubehalten, nach Berlin vorzustößen und die Hauptstadt des untergehenden Reiches einzunehmen. Diese Hoffnung war keineswegs unrealistisch, denn General William Simpsons 9. US-Armee hatte am 11. April die Elbe erreicht, am anderen Ufer zwei Brückenköpfe gebildet und sich auf den Sprung nach Berlin vorbereitet.

Jahre später gab Simpson zu Protokoll: „Meine Armee war in guter Verfassung, auch der Nachschub, wir hätten direkt nach Berlin weitermarschieren und eine verdammt gute Show abziehen können. Ich schätze, wir hätten in vierundzwanzig Stunden in Berlin sein können.“ Das Gebiet zwischen der Elbe und der deutschen Hauptstadt sei nur leicht verteidigt gewesen, „von einer Art Kruste neu formierter Einheiten, die wenig Widerstand leisteten ... Was von den deutschen Armeen übrig war, kämpfte drüben gegen die Russen, außer dieser kleinen Kruste, die mich umgab, und ein gut Teil davon war bereits abgezogen, als ich haltmachen musste. Ich habe so ein Gefühl, dass die Deutschen uns vielleicht willkommen heißen hätten“.

Der Marsch der Amerikaner auf Berlin hatte den Krieg höchstwahrscheinlich um vierzehn Tage verkürzt, denn der Direktangriff der Roten Armee erfolgte erst am 25. April. Weil die Verteidiger sich mit letzter Verzweiflung wehrten, dauerte der Kampf fünf Tage und führte zu hohen Verlusten auf beiden Seiten, vom Elend der Zivilbevölkerung gar nicht zu sprechen. Doch Mitte April, als die Berliner noch auf das Einrücken der Amerikaner hofften, konnten sie nicht wissen, dass General Simpson ein Haltebefehl erreicht hatte und dass um Berlin längst ein ganz anderer Kampf im Gange war, ein politischer und militärstrategischer.



SECHZIG JAHRE DANACH

Ihren Ausgang hatte die Auseinandersetzung in Jalta genommen, als sich dort Anfang Februar 1945 Stalin, Roosevelt und Churchill zu einer Konferenz trafen. Bei einem privaten Treffen berichtete der amerikanische Präsident dem sowjetischen Diktator, auf der Herfahrt seien Wetten abgeschlossen worden, ob die Russen eher nach Berlin gelangen würden als die Amerikaner nach Manila. Stalin horchte auf: Die Russen nach Berlin? Sollte er sich verhöhrt haben? Als Roosevelt hinzufügte, der Oberbefehlshaber West, General Eisenhower, werde sich direkt mit dem sowjetischen Stab in Verbindung setzen und nicht wie üblich über die Stabschefs in London und Washington, konnte sich Stalin ziem-



Die Eroberung des Reichstags war für die Sowjets von höchster Bedeutung.

Foto dpa

lich sicher sein. Deshalb war er nicht überrascht, als er am 29. März ein Telegramm Eisenhowers erhielt. Darin legte der amerikanische General die Grundzüge seiner Strategie für die letzten Kriegswochen dar. Die amerikanische Armee werde südlich in Richtung Thüringen und Sachsen vorstoßen und in Richtung der Berge, gegen Hitlers „Alpenfestung“. Die deutsche Hauptstadt kam in dem Telegramm nicht vor. Dabei hatten die vereinigten Stabschefs Anfang Februar Berlin noch ausdrücklich in ihre strategischen Überlegungen einbezogen. Stalin hatte Grund zum Feiern. Er wusste, was es bedeutete, Hitlers Machtzentrum zu erobern und die Rote Fahne auf dem Reichstag zu hissen, auf einem Gebäude, das die Sowjets seltsamerweise für wichtiger hielten als die Reichskanzlei. Berlin in sowjetischer Hand – das symbolisierte auch den Anspruch auf Vorherrschaft in Mitteleuropa. Stalin wusste dies, er wusste auch, das Winston Churchill immer gegen diese Möglichkeit angekämpft hatte.

Ebenso war sich Stalin bewusst, dass Eisenhower nicht eigenmächtig handelte, sondern sich an die Linie hielt, die Roosevelt vorgegeben hatte. Den Verzicht auf Berlin konnte Stalin auch als Dank dafür ansehen, dass er seine Januar-Offensive um eine Woche vorgezogen und die Westalliierten entlastet hatte, die in den Ardennen unter deutschen Druck geraten waren.

Von Eisenhowers Telegramm erfuhr Churchill erst einen Tag später – und war zutiefst schockiert. Berlin an die Sowjets – das war in den Augen des britischen Premierministers unverantwortlich bis kriminell. Er hielt Berlin nicht nur für eine wichtige Kriegstrophäe, sondern entscheidend für die Machtbalance in Europa nach dem Krieg. Churchill setzte alles in Bewegung, um Eisenhower zur Rücknahme des Telegramms zu bewegen, doch der erwiderte, er habe Anlass zu glauben, im Einvernehmen Roosevelts zu handeln.

Als Churchill vom Haltebefehl für General Simpson erfuhr, schrieb er an Eisenhower: „Wenn der Widerstand des Feindes schwächer wird, was durchaus denkbar ist, warum sollten wir dann nicht die Elbe überqueren und so weit wie möglich nach Osten vordringen? Dies hat eine bedeutende politische Tragweite, da die russischen Armeen im Süden allem Anschein nach in Wien einmarschieren und Österreich überrennen werden. Wenn wir ihnen auch noch bewusst Berlin überlassen, obwohl es in unserer Reichweite liegt, könnte dieser doppelte Erfolg sie in ihrer – bereits erkennbaren – Überzeugung bestärken, dass sie alles allein geschafft haben.“ Die deutsche Hauptstadt, so fuhr Churchill fort, habe seine politische Bedeutung nicht eingebüßt. Vor allem: „Der Fall Berlins hätte eine profunde psychologische Signalwirkung auf den deutschen Widerstand in allen Teilen des Reiches. Solange Berlin unter deutscher Flagge bleibt, muss es der entscheidendste Punkt in Deutschland bleiben.“

Für General Simpson und seine Soldaten war der Weg nach Berlin weit offen gewesen. Doch die Vorfreude verwandelte sich in tiefe Niedergeschlagenheit, als er den Befehl erhielt, an der Elbe Halt zu machen. Auch Jahre später machte er in Interviews seiner Erbitterung Luft. Überhaupt war kaum eine Episode in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs so mit anschließenden Kontroversen befrachtet wie das Telegramm Eisenhowers an Stalin. Doch die Wahrheit dürfte einfach sein: Kurz vor seinem Tod, den er herannahen fühlte, wollte sich Präsident Roosevelt noch einmal erkenntlich zeigen gegenüber Stalin, den er für den guten „Onkel Joe“ hielt – und damit gefährlich unterschätzte. Churchill aber wurde bitter bewusst, dass europäische Mächte 1945 nichts mehr zu bestellen, dass sich die Entscheidungszentren nach Washington und Moskau verlagert hatten.

1932 errichtete Japan in der Mandschurei den Marionettenstaat Mandschukuo und schen Transportministers stürmten. Sie waren darüber aufgebracht, dass die deutsche Exkolonie Tsingtau von den Japanern nicht an China zurückfiel. Auch in den Folgejahren kam es in China immer wieder zu antijapanischen Demonstrationen, Streiks und zum Boykott japanischer Waren. 1932 errichtete Japan in der Mandschurei den Marionettenstaat Mandschukuo und

Wer noch Eltern hat, will sie nicht mehr loslassen

Nach dem Tsunami trauen sich viele Kinder nicht zur Schule

Die genaue Zahl der beim Tsunami getöteten Kinder ist immer noch nicht klar. Fest steht, dass die überlebenden Mädchen und Jungen besonders viel Unterstützung benötigen. Die Help Alliance hilft bei der Traumaarbeit in Südinrien.

Von Antje Schmid, Chennai

„Das war eine Schule“, sagt der katholische Priester Daniel Ambrose und zeigt auf eine Ruine, von der inmitten von Schutt und Müll noch zwei Grundmauern stehen. Schwer vorstellbar, dass hier, in dem 300 Einwohner großen Fischerdorf Neyiurkuppam, südlich der südindischen Millionenmetropole Chennai, irgendwann einmal Mädchen und Jungen in der hier üblichen blau-weißen Uniform die Schulbank gedrückt haben. „Viele Kinder haben jetzt Angst, in die Schule zu gehen. Sie fürchten, ihre Eltern könnten nicht mehr da sein, wenn sie zurückkommen“, erklärt der 34 Jahre alte Salesianerpater des italienischen Ordens Don Bosco, der in Jeans und kariertem Hemd an den Stränden unterwegs ist. Die, die noch Eltern haben, wollen sich keine Minute mehr von ihnen trennen.

Die Menschen sind jetzt, in der so genannten „Phase zwei“ nach dem Seebeben, damit beschäftigt, die kaputten Bäume aus dem Weg zu räumen. Anstatt fischen zu gehen, ist vor allem Aufräumen angesagt – und „Normalität einkehren lassen“, wie es Pater Ambrose ausdrückt. Wie die aussehen soll, kann sich auch Monate nach der Naturkatastrophe noch keiner richtig vorstellen. Am wenigsten die Kinder. Ihnen gilt die Aufmerksamkeit der Help Alliance, einer deutschen Hilfsorganisation, gegründet von Mitarbeitern der Luft-hansa. Unter dem Motto „Den Kindern eine Zukunft“ hat der Verein gemeinsam mit dem Lufthansa-Konzern rund eine Million Euro für die Tsunami-Opfer gesammelt. 150 000 Euro kommen den Mädchen und Jungen in den Fischerdörfern Südinriens zugute. Über die lokale Partnerhilfsorganisation von Don Bosco in Chennai wird das Geld verteilt.

Kein Boden mehr unter den Füßen

„Kinder zwischen vier und sieben Jahren realisieren nicht genau, was passiert ist. Sie spüren nur, dass ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen wird“, sagt Ambrose, der neben Theologie auch Psychologie und Philosophie studiert hat und die betroffenen Familien in den Dörfern auf einer Länge von rund 80 Kilometern entlang der Küste inzwischen kennt. Er liebt seinen Job. „Das Schöne an der Arbeit mit Kindern ist, dass sie keine Interessen verfolgen oder für Privilegien kämpfen.“

Die katholischen Priester leisten ihre Hilfe gemeinsam mit Lehrern, Psychologen und anderen Spezialisten in den Fischerdörfern. So auch in Padapattinam. Auf dem Dach einer erhalten gebliebenen Schule, 300 Meter vom Meer entfernt, treffen sich rund 50 Kinder im Alter bis zu 14 Jahren jeden Nachmittag nach dem Unterricht. Alle Mädchen und Jungen können hierher kommen und das bekommen, was sie speziell benötigen: Trauma- oder Kunsttherapie, Spiele, Tanz, Gespräche. Das Wichtige dabei: „Wir wollen ihnen eine Kontinuität bieten, für sie da sein und ihnen so ihr verloren gegangenes Vertrauen wieder zurückgeben“, sagt Pater Edwin Vasantars, Koordinator für die Tsunami-Hilfsprojekte der Salesianer im Bundesstaat Tamil Nadu, in dem rund 85 Prozent der Fläche liegt, die in Indien von dem Seebeben betroffen war.

Der katholische Orden leistet nicht nur psychologische Hilfe für Kinder, sondern kümmert sich beispielsweise um die Beschaffung von Schulmaterialien oder eine ärztli-

che Grundversorgung. „Uns liegt die Ausbildung der jungen Menschen am Herzen“, sagt Edwin Vasantars, „wir wollen, dass sie Schritt für Schritt die Angst vor dem Meer überwinden lernen und später einen Beruf ausüben können, der mit dem Wasser verbunden ist.“ Die Hilfe richtet sich auch an Eltern und Hinterbliebene: Besonders Frauen sollen motiviert werden, den Kindern Mut zu machen und sie in die Schule zu schicken, weil die auf sie am ehesten hören.

Daniel Ambrose schlägt ein großes DIN-A4-Buch auf: Hier sind alle Kinder eingetragen, die in Padapattinam zum täglichen Treff erwartet werden. Jeden Tag wird abgehakt, ob alle da sind. Obwohl viele Kinder inzwischen wieder beginnen zu lachen, ist die Arbeit, die in der Phase zwei auf rund ein Jahr angelegt ist, oft schwierig. „Einige verweigern das Essen, andere weinen nur noch“, erzählt Pater Daniel mit gedämpfter Stimme. Obwohl der Priester viel Erfahrung in der Arbeit mit Traumata hat, fehlen auch ihm gegenüber den Kindern manches Mal die Worte. Die Zeichnung eines kleinen Mädchens hat sich ihm ins Gedächtnis eingebrannt: Auf dem Papier war nichts zu sehen, als eine riesige Welle.

Das Armutsgelübde überzeugt

An diesem sonnigen Nachmittag bewegt sich das Meer kaum. Vom Tsunami zerstörte Boote liegen am Strand, daneben kaputte Netze. Eine leichte Brise sorgt für etwas Abkühlung. Bernadett Scholand, die Vorsitzende der Help Alliance hat nach dem Besuch des Dorfes keine Zweifel mehr. Sie will die Arbeit der Don-Bosco-Leute unterstützen. „Hier kann ich genau sehen, was mit dem Geld gemacht wird.“ Das Armutsgelübde der Priester überzeugt die Deutsche zusätzlich: „Die Motivation stimmt.“ Help Alliance wolle vor allem Projekte unterstützen, die den Menschen lange nützen.

Die katholischen Salesianer sind in den vorwiegend hinduistisch geprägten Fischerdörfern beliebt. Freudig begrüßen die Menschen in Padapattinam Pater Daniel, als er aus dem Kleinbus aussteigt, mit dem er zwei bis dreimal in der Woche die Dörfer abklappert. Ihren Ärger über die indische Regierung verbergen sie nicht: „Die Hilfe, die uns beim Kauf von neuen Booten und Netzen angekündigt wurde, ist bisher nicht eingetroffen“, sagt Mahindran, ein 22 Jahre alter Fischer und blickt hinaus aufs Wasser. Er hatte früher, in der Zeit vor der Katastrophe, mit seinen Brüdern gemeinsam ein eigenes Boot. Jetzt geht er ab und zu mit seinen Freunden fischen, denen noch ein Schiff geblieben ist. Doch auch sie haben Angst vor der Gewalt des Meeres, gehen nicht mehr nachts fischen, sondern nur noch tagsüber. Auch für sie ist der Weg in die Normalität noch lang.

STICHWORT

Help Alliance

Die Help Alliance wurde 1999 als Dachverband von Lufthansa-Mitarbeitern gegründet. Sie engagieren sich weltweit für Hilfsprojekte. Mit Partnern vor Ort sorgen die Mitarbeiter dafür, dass das Geld direkt bei den Betroffenen ankommt. Nach dem Tsunami hatte der Konzern dazu aufgerufen, eine Arbeitsstunde für die Opfer zu spenden. Mit einer Spende des Konzerns kam dabei rund eine Million Euro zusammen, die nun den Menschen in den betroffenen Gebieten zugute kommen soll. as

■ www.help-alliance.com

Der alte Wettlauf um die Macht in Fernost geht in eine neue Runde

Der Streit zwischen den beiden asiatischen Ländern China und Japan hat seine Wurzeln weit in der Vergangenheit – Tokio hat Angst um die eigene Vormachtstellung

Bei dem wieder entflammten Konflikt zwischen China und Japan geht es auch um die Frage, wer die künftige Vormacht in Asien sein wird. Diese Auseinandersetzung ist jahrhundertealt, und China hat zumeist die Oberhand behalten.

Von Michael Weißenborn

Die angespannten Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Ländern Asiens sind eine Folge der blutigen Geschichte des 20. Jahrhunderts, namentlich der japanischen Kriegsverbrechen gegen die Chinesen. Sie sind aber auch Folge der Erwartungen und Sorgen des 21. Jahrhunderts: Neben den USA befürchtet vor allem das verbündete Japan, dass das aufsteigende China seine wachsende wirtschaftliche Macht dazu benutzen könnte, Asien auch politisch und militärisch zu beherrschen. Doch das Verhältnis zwischen Japan und China hat eine lange Vorgeschichte. Seit rund einem Jahrtausend sind sie Rivalen um die Vorherrschaft in der Region, schwanken zwischen Freundschaft und Verachtung. Die meiste Zeit dominierte jedoch China.

Von den Anfängen seiner Geschichte an stand Japan unter dem maßgeblichen Einfluss der chinesischen Kultur. Aus China stammte die hoch entwickelte Zivilisation mitsamt den politischen Institutionen und dem technologischen Fortschritt. Von dort kamen Buddhismus, Konfuzianismus und die Schrift. Und auch wenn Japan vom 9. Jahrhundert an eine eigene Zivilisation geschaffen hatte, blieb es bis ins 19. Jahrhundert chinesischen Einflüssen ausgesetzt. „China war für Japan immer wichtiger als umgekehrt“, sagt der Tübinger Japanologe Klaus Antoni. „China hat sich stets als zivilisatorisches Reich der Mitte gesehen.“ Die unmittelbare Vorgeschichte des jetzigen chinesisch-japanischen

Konflikts beginnt aber Mitte des 19. Jahrhunderts: Bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein vollzieht sich Chinas politischer und wirtschaftlicher Abstieg, während Japan zur Großmacht aufsteigt. Dabei waren nach Jahrhunderten der Abkapselung beide Länder schwach und standen unter massivem Druck der Europäer und der USA, sich wirtschaftlich zu öffnen.

Beginnend mit der Niederlage gegen die Briten in den Opiumkriegen von 1840 bis 1842 wurde das einst so stolze China von ausländischen Mächten gedemütigt, die ihren Einfluss immer weiter ausdehnten. Japans Öffnung erzwang der US-Commodore Matthew Perry mit amerikanischen Kriegsschiffen im Juli 1853. Aber die Wirkung der Intervention war in Japan eine andere. In der Zeit des Meiji-Kaisers (1868–1912) passte sich das Land dem Westen an und legte den Grundstein für die Industrialisierung. Doch als Spätentwickler auf der Weltbühne übernahm Japan auch das imperialistische Expansionsstreben. Im ersten Chinesisch-japanischen Krieg 1894–95 errang die modernisierte japanische Armee einen überlegenen Sieg über die chinesischen Truppen. Japan besetzte Teile des chinesischen Festlands, erhielt die Kontrolle über Taiwan und annektierte nach dem Sieg im Russisch-japanischen Krieg von 1904 bis 1910 auch Korea.

Chinas Schwäche führte zum Sturz des letzten Kaisers der Qing-Dynastie, Pu Yi. Im Ersten Weltkrieg schlug sich die 1912 ausgerufenen Republik China verzweifelt auf die Seite der Westmächte, um Beistand gegen Japan zu bekommen – vergebens. Die Expansion der Japaner beflügelte den chinesischen Nationalismus. Die Bewegung des 4. Mai, der heute noch in China gedacht wird, erhielt ihren Namen, weil am 4. Mai 1919, während der Friedenskonferenz in Versailles, tausende von Studenten die Residenz des projapani-

schen Transportministers stürmten. Sie waren darüber aufgebracht, dass die deutsche Exkolonie Tsingtau von den Japanern nicht an China zurückfiel. Auch in den Folgejahren kam es in China immer wieder zu antijapanischen Demonstrationen, Streiks und zum Boykott japanischer Waren.

1932 errichtete Japan in der Mandschurei den Marionettenstaat Mandschukuo und

überfiel 1937 das chinesische Kernland. Angetrieben vom eigenen Überlegenheitswahn gingen die japanischen Soldaten mit äußerster Brutalität vor. Traurige Berühmtheit erlang das Massaker von Nanking, der Hauptstadt der nationalistischen Regierung unter Tschiang Kai-schek. Japanische Soldaten haben dort in einer wochenlangen Gewaltorgie mindestens 200 000 Zivilisten auf teilweise

